

# Sprachpflege - lohnt sich das?

Autor(en): **Holz, Guido**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1973)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421113>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der richtigen Formengebung der Substantive viel nützt, wollen wir aufrecht bezweifeln. Wenn aber dieser teils diachronisch, teils synchronisch unternommene Erkundungsversuch über die Geschlechtlichkeit bestimmter deutscher Substantive einige prozedurale Einsichten hat vermitteln können, so hat sich dieser Beitrag allein schon deswegen gelohnt.

## **Sprachpflege — lohnt sich das?**

*Von Dr. Guido Holz, Leutkirch (Allgäu)*

Vortrag vor der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins am 1. April 1973 in Luzern

Kann ein Mensch, der es ehrlich mit seiner Sprache meint, anständigerweise etwas unternehmen, das in den Augen mancher Leute zweifelhaft, ja sogar bedenklich ist? Gerhard Storz, früherer Kultusminister von Baden-Württemberg (als solcher mein ehemaliger Dienstherr), Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung und auch als Literaturschriftsteller und -kritiker bekannt, erklärte vor zehn Jahren in einer Rede, Sprachpflege erscheine ihm kriegerisch: Sprachpflege sei der Eifer, Sprachdummheiten, Sprachsünden oder Fremdwörter auszurotten, eine „Anweisung negativer, vor allem aber punktueller Art, als Warnung bald vor diesem, bald vor jenem einzelnen Wort“. Was die Fremdwörter betrifft, hatte ja schon Goethe „allen negativen Purismus“ verflucht, und der zornige Wiener Kritiker Karl Kraus hatte die Sprachreiniger als „Sprachpeiniger“ angeprangert. Weitaus milder, aber noch kritisch genug, urteilte 1969 Dieter E. Zimmer: „Jene gärtnerische Sprachbetrachtung, die hier eine edle und altehrwürdige Konjunktivform sorgsam begießt, dort ein böses Wort, womöglich ein Fremdwort oder einen technischen Neologismus, wie ein Unkraut auszurotten trachtet, ist nicht meine Sache.“ Nun, wenn „Sprachgärtner“ kein empfehlenswerter Beruf ist, wie soll sich der Sprachbenutzer zur Sprache verhalten, damit sie nicht nur hier und jetzt fähig ist, die Dienste zu leisten, auf die er angewiesen ist? Vielleicht müssen wir, bevor wir auf diese Frage Antwort geben können, uns darüber klarwerden, was die Sprache an sich und für uns ist.

Immer noch gültig sind hier die philosophischen Ansätze Wilhelm von Humboldts. Einige Zitate: „Der Mensch ist nur Mensch durch

Sprache. Sie ist die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Die Sprache ist nichts anderes als das Komplement des Denkens, das Bestreben, die äußeren Eindrücke und die noch dunkeln inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben und diese zu Erzeugung neuer Begriffe miteinander zu verbinden.“ Die Sprache ist demnach ein Akt des sich seiner selbst bewußt werdenden Menschen, der, wie Herder es auffaßt, aus Besinnung Sprache schafft. Die Sprachkraft ist im Menschen angelegt, sie wird wirksam in einem Wechselspiel von Verstehen und Sprechen, Denken und Sprechen und entfaltet sich in einem Wachstums- und Wandlungsprozeß, sowohl beim einzelnen Sprachteilhaber wie bei der ganzen Sprachgemeinschaft. Es gibt Philosophen, die so weit gehen, ein Denken ohne die Hilfe der Sprache für unmöglich zu halten; aber es ist wohl kaum ein Sprachtheoretiker zu finden, der nicht anerkennen müßte, welchen großen Einfluß die Sprache auf das Denken, aber auch das Denken auf die Sprache ausübt. Freilich ist nicht zu leugnen, daß sie sich immer wieder als ein recht unvollkommenes Mittel der geistigen Welterfassung und der Selbsterkenntnis des Menschen erweist. Wenn wir Unsagbares aussprechen (z. B. wenn der Theologe Aussagen über Gott macht), wenn wir aneinander vorbeireden, wenn wir den Gesprächspartner mißverstehen, erleben wir, daß Sprechen und Denken nicht übereinstimmen. Trotzdem bleiben wir auf der Suche nach dem „lebendigen Geist“ und können ihn nur finden mit Hilfe der Sprache — und so suchen wir ihn in der Sprache selbst. Am deutlichsten und wirkungsvollsten zeigt sich diese lebendige Kraft, wenn wir statt eines reinen Sachwortes ein Bildwort verwenden, wenn wir in Metaphern sprechen: neben einem medizinisch feststellbaren Gelbfieber gibt es z. B. das Reise- und das Lampenfieber; eine „Flut von Beschwerden und Protesten“ hat mit Flüssigkeit nichts zu tun; wer „den Finger auf die Wunde legt“, braucht dazu nicht die Hände aus der Tasche zu nehmen. Durch dieses Mittel der Metapher — wir verwenden jeden Tag eine große Zahl, ohne uns dessen bewußt zu sein — gewinnt die Sprache die Kraft, mit einem geringen Wortschatz Millionen von Dingen zu umfassen, ja „Metaphorik ist“, wie Susanne Langer sagt, „das Prinzip ihres Lebens“.

In der Sprache entfalten sich Vernunft, Gefühl und andere seelische Kräfte, in der sprachlichen Erfassung der Welt gliedert und gestaltet sich das eigene Leben, entwickelt sich der Mensch zu seinem eigenen Wesen. Freilich möchte ich mich davor hüten, zwischen Sprache und Gesinnung einen so engen Zusammenhang zu behaupten, wie das in einem Vortrag des Jahres 1929

geschehen ist: „Wo eine edle, vornehme, gepflegte, eine natürlich einfache und zugleich kraftvoll gefühlstiefe Sprache das Leben der Öffentlichkeit beherrscht, da wird unausbleiblich die Gesinnung gehoben, die Geisteskultur gefördert, das Seelische vertieft; Zucht der Sprache heißt immer zugleich Zucht der Gesinnung.“ Oft kommt ja die beste, ehrlichste Absicht in der Sprache nicht zur Geltung, weil der Sprecher oder Schreiber zuwenig sprachbegabt ist, sprachlich zuwenig gefördert wurde und die sprachlichen Mittel weder genügend überblickt noch genügend meistert.

Durch die Sprache, die allein dem Menschen eigen ist, beeinflusst und wandelt er die Welt. Deshalb gilt, was Goethe sagte: „Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert.“ Die vielen besonderen Arten geistiger Beschäftigung wirken dabei zusammen: nicht die unzähligen einzelnen, sondern die Sprachgemeinschaft als Ganzes wirkt mit bei der geistigen Erschließung der Welt, sie trägt bei zur Vervollständigung und Weiterentwicklung des inneren Gefüges und der inhaltlichen Leistung der Sprache; sie gibt durch die Sprache ihre Vorräte an Erfahrung an ihre Mitglieder weiter, an die gegenwärtigen wie an die künftigen. Mit aller gebotenen Vorsicht darf man behaupten: Seele und Geist eines Volkes finden ihren Ausdruck in der Sprache — die Sprache ihrerseits beeinflusst das geistige und seelische Leben des Volkes. Das trifft im Guten wie im Schlechten zu. Auch der Verfall und der Verderb des Menschen und seines Geistes greift auf die Sprache über: wenn der Mensch sie als Instrument seines Machtwillens mißbraucht, wenn er durch Lüge und Gerede gerade die Verbindung stört oder zerstört, die die Sprache schaffen will, können Wörter und Begriffe böse und verlogen werden und bleiben es unbewußt und vielleicht sogar gegen die Absicht des Sprachbenutzers lange Zeit, da sie in ein Begriffssystem eingeordnet sind und einen Stellenwert in einer Ideologie bekommen haben.

Wie sieht es denn nun aus mit unserer deutschen Sprache von heute? Dürfen wir Ihrem Landsmann Heinrich Federer zustimmen, der vor etwa fünfzig Jahren rühmend sagte: „Die deutsche Sprache hat noch frische Lippen, gesunde Zähne und eine Zunge voll Geschmack und Plauderkraft“? Ungefähr zur selben Zeit jedoch beklagte Hermann Dunger, einer der bekanntesten und bedeutendsten Köpfe des früheren Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, „die Vernachlässigung des sprachlichen Gewandes, weitschweifige, holprige Redeweise, schleppende, langatmige Sätze, geschraubte, schwülstige Wendungen, schwerfällige Schachtelsätze, Mißbrauch der Fremdwörter, daher auch gar nicht selten bedenkliche Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit“.



1959 erklärte der Göttinger Philosoph und Soziologe Helmut Pleßner: „Schreiben, wie man spricht, ist bekanntlich keine leichte Kunst. Aber sprechen, wie man telefoniert, telegraphiert und der Sekretärin diktiert, wird heute zur allgemeinen Gewohnheit.“ Und als Erläuterung fügt Alfred Püllmann hinzu: „Durch wird unserer Schreibe und Rede eine fatale Keßheit aufgeprägt, der sich das Denken nur mit Mühe erwehrt, wenn es aus den vielfachen Bereichen öffentlicher Mitteilung sich ins Private zurückzieht, um das zu sagen, was den einzelnen bewegt.“ Wieder anders kennzeichnet Karl Korn die Lage: Was wir heute sprechen, sei „eine Sprache der Superstruktur, ein flaves Organisationsidiom“, eine abstrakte, schematische Sprache der Rubriken und Koordinaten. Philipp Lersch äußert sich so: „Wie der moderne Mensch alles, was ihm zur Verfügung steht, zum Mittel für seine Zwecke gemacht und das Leben technisch vergewaltigt hat, ist ihm auch die Sprache weitgehend zur bloßen Technik des Lebens geworden, zum Mittel der Bewältigung und Selbstdurchsetzung, zum Instrument der Macht und der Geltung. Das Vielreden und Schnellreden, das Schnellschreiben und Schnellesen des modernen Menschen, von der technischen Übertragung durch Rundfunk und Rotationspresse provoziert und gefördert, lassen den ursprünglichen Klangwert der Wörter nicht mehr zur Geltung kommen, das Wort ist nicht mehr lautender Ausdruck der Seele. Sein Bildgehalt verblaßt immer mehr hinter dem Begriff; immer mehr entartet das Wort zum antlitzlosen Zeichen, die Sprache zum Zettelkasten für Verfügbarkeiten.“

Der Mensch verliert das anschauliche Denken, er spricht und schreibt zu begrifflich, die Sprache wird ungenauer, grobschlächziger, ideologischer. Einzelne Bereiche kapseln sich sprachlich ab und entwickeln eine Sondersprache, in die hineinzuwachsen auch der Sprachgebildete die größte Mühe hat — man denke an das Linguistenchinesisch, an das Augurendeutsch und halbübersetzte Englisch der Sozio- und Psychologen und der Kurrikulumsexperten. Doch schon vor 40 Jahren tadelte der Germanist Friedrich Panzer den „unerträglichen Jargon“ der Wissenschaft, „der der Nation die Teilnahme an den oft so beachtlichen Dingen, die da vorgetragen werden, vielfach verleidet und verwehrt“. Am unerträglichsten aber wird es, wenn die Sprache in ein entleertes Ritual, eine sakrale Schaumschlägerei ausartet, die Theodor W. Adorno den „Jargon der Eigentlichkeit“ genannt und als „Wurlitzer-Organ des Geistes“ gekennzeichnet, die Christian Schütze in seiner „Gestanzten Festansprache“ in satirischer Weise bloßgestellt hat. Eine kleine Probe: „Wenn wir uns heute hier zusammengefunden haben, um miteinander diesen Tag zu begehen, so geschieht das nicht von ungefähr. Denn gerade in einer Zeit

wie der unseren, da die echten menschlichen Werte mehr denn je unser ernstes, tiefinnerstes Anliegen sein müssen, wird von uns eine Aussage erwartet. Was wir brauchen, sind nicht fertige Meinungen, die uns doch nicht unter die Haut gehen; sondern was wir brauchen, ist vielmehr das echte Gespräch, das uns in unserer Menschlichkeit aufrührt. Es ist das Wissen um die Macht der Begegnung bei der Gestaltung des zwischenmenschlichen Bereichs, das uns hier zusammengeführt hat. In diesem zwischenmenschlichen Bereich sind die Dinge angesiedelt, die zählen.“

Genug der Klagen. Woher kommt dieser bedauernswürdige Zustand unserer Sprache? Fast einhellig lautet die Antwort: Die Menschen, die sie sprechen, sind schuld daran. Hören wir wieder Hermann Dunger: „Daß die Deutschen ihrer Muttersprache nicht dieselbe liebevolle, aufmerksame Pflege widmen wie andere Völker, ist eine oft gehörte und leider nur allzu berechtigte Klage. Vielen unserer Schriftsteller fehlt der Sinn für Schönheit und Reinheit des Ausdrucks. Sie meinen, beim Schreiben komme es vor allem darauf an, *was* man zu sagen habe, das *Wie* sei Nebensache.“ Ähnlich Friedrich Panzer: „Der Deutsche steht seiner Sprache in jedem Sinne gleichgültiger gegenüber als die Angehörigen anderer Völker. Er schreibt der Sprache an sich geringen Wert zu; sein Sinn für sprachliche Schönheit ist auffallend gering entwickelt, unendlich geringer als der des Franzosen. Die Geringschätzung sprachlicher Form reicht bei uns in die höchsten geistigen Kreise hinein.“ Und warnend fügt der Dichter Paul Ernst hinzu: „Wenn die Sprache verroht, so können feinere Empfindungen und höhere Gedanken in ihr nicht mehr ausgedrückt werden; durch eine Rückwirkung verschwinden sie, und die Nation verdummt.“

Was kann uns vor einer solchen Verdummung retten? Vor hundert Jahren mahnte Nietzsche: „Nehmt eure Sprache ernst! Wer es hier nicht zu dem Gefühl einer heiligen Pflicht bringt, in dem ist auch nicht einmal der Keim für eine höhere Bildung vorhanden. Hier kann sich zeigen, wie hoch oder wie gering ihr die Kunst schätzt und wie weit ihr verwandt mit der Kunst seid, hier in der Behandlung eurer Muttersprache.“ Aber dieser hochmoralische Appell hilft uns heute nicht viel weiter: die wenigsten von uns wollen oder können Sprachkünstler werden. Um was es in Wirklichkeit geht, kann vielleicht die folgende Anekdote zeigen. „Man fragte Konfutse, womit er beginnen würde, wenn er ein Land zu verwalten hätte. ‚Ich würde den Sprachgebrauch verbessern‘, antwortete der Meister. Seine Zuhörer waren erstaunt. ‚Das hat doch nichts mit unserer Frage zu tun‘, sagten sie, ‚was soll die Verbesserung des Sprachgebrauchs?‘ Der Meister antwortete: ‚Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was

gesagt wird, nicht das, was gemeint ist; ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht die Moral und Kunst nicht; gedeiht die Moral und Kunst nicht, so trifft die Justiz nicht; trifft die Justiz nicht, so weiß die Nation nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man keine Willkürlichkeit in den Worten. Das ist es, worauf alles ankommt.“ Es gilt also nicht Kunst und höhere Bildung zu beweisen, sondern — schlicht und einfach gesagt — die Aufgaben zu lösen, die die Zeit der Sprache stellt.

Sprachpflege wäre demnach nichts anderes als die Sorge für das rechte Sprechen, das seinerseits, wie es einmal Karl Jaspers formuliert, „Ursprung und Ausdruck rechten Daseins“ ist. Welche Gestalt sie annehmen kann, ergibt sich einesteils aus der Betrachtung des Wortinhalts: „pflegen“ heißt zunächst einfach „etwas betreiben, üben“, dann aber auch „Verantwortung für etwas übernehmen, für etwas sorgen, zur Erhaltung eines guten Zustands behandeln, behüten, beschützen, fördern“. Andererseits könnten wir durch die Abgrenzung gegenüber ähnlichen Prägungen genauer bestimmen, was mit „Sprachpflege“ gemeint ist, doch ist das nicht einfach: Sprachdienst, Sprachhilfe, Sprach-erziehung, Sprachkritik, Sprachreinigung sind Tätigkeiten, die sich mit der Sprachpflege berühren oder für sie nutzbar gemacht werden können, doch verfolgen sie zuweilen eigene Ziele, die über die Absichten der Sprachpflege hinausgehen.

Was sollen denn die Ziele und Absichten der Sprachpflege sein? Im geschichtsträchtigen Jahre 1933 erklärte der österreichische Schriftsteller Friedrich Schreyvogel: „Die Erkenntnis, daß die Sprache die innerste und geheimnisvollste Natur ist, die den Menschen geschenkt wurde, muß bald zu einem Naturschutz der Sprache führen, der das Wort vor Mißbrauch hütet, so wie die Blume oder die Baumfrucht beschützt ist. Wenn jemand Worte verstümmelt, Sätze verbiegt, ohne Gewissen die Begriffe verknüpft, unredlich die Beiwörter vertauscht, lebendige Gefühle mit verbrauchten Wendungen verstaubt, so soll das als Frevel gelten, den man als Fleck des *Charakters* verachtet, nicht nur als Vergehen gegen die Sprachlehre, der man mit dem letzten Schulzeugnis entronnen ist.“ Mit solch pathetischen Anklagen und Moralpredigten wird, so fürchte ich, die Sprachpflege wenig Anklang finden und wenig ausrichten. Auch eine phrasenhafte Umschreibung wie „Barriere gegen die Entwicklung der Sprache zur Industrienorm“ hilft nicht weiter. Gewiß wird die Sprachpflege an konkreten Einzelfällen beweisen müssen, was sie will; doch ist es nicht damit getan, den Sprachbenützern einzupauken, es müsse heißen „der Gipfel des Vesuvs, die Werke großer Ge-

lehrter, gedenket unser“, man dürfe nicht sagen „vierteljährige Kündigung, größtmöglichste Freiheit, der Beifall war *ein* wohlverdienter“, Passivformen, Fremdwörter und Modeausdrücke seien so weit wie möglich zu meiden — es muß auch gesagt werden, wozu die Beachtung solcher Regeln und die Unterlassung solcher Sprachverstöße gut sein soll. Sprachpflege sorgt sich um Klarheit und Fülle der Begriffe, um sichere und sinnvolle Bezüge innerhalb der Satzglieder und Sätze, um schöpferische Bereicherung; sie soll dem Sprachteilhaber helfen, Klangwert, Bildgehalt und Rhythmus schätzenszulerlernen, Sprachgeist von Sprachungeist zu scheiden, auf das Leben der Sprache zu achten und sich um eine „Kultur der Sprache“ zu bemühen.

Den Dienst, den die Sprachpflege leisten kann und leisten sollte, hat Leo Weisgerber im Jahre 1956 in einem Vortrag mit dem Wetterdienst verglichen. Der Sprachdienst beobachtet das Sprachleben, wertet Mitteilungen und Nachrichten aus und erarbeitet mit ihrer Hilfe ein Bild von der Sprachlage. Dabei werden Bereiche der Beständigkeit und Veränderlichkeit festgestellt, Anzeichen von Verbesserungen und Verschlechterungen, Stellen des Überflusses und des Mangels, Zugrichtungen und Entwicklungsströme. Besonderes Augenmerk ist zu richten auf den Sprachbedarf in bestimmten Gebieten, auf sprachliche Vorbilder, fruchtbare Bildungsweisen, Verfallserscheinungen und Unsicherheitszonen. Daraus ergibt sich eine Art „Sprachwetterkarte“, und der Vergleich der Karten verschiedener Tage führt zu bestimmten Folgerungen: man kann den vermutlichen Verlauf von Sprachvorgängen voraussehen und voraussagen, den Sprachbenützern Ratschläge und Empfehlungen geben, man erhält, da man sozusagen ständig am „Puls der Sprache“ bleibt, einen Einblick in ihre Gesamtentwicklung und kann nun bestimmte Sprachprozesse zuverlässiger beurteilen. Dadurch, daß die Sprachpflege in Zusammenarbeit mit der Sprachwissenschaft den Bau und den Gesetzen der Sprache nachspürt, ihre Wirkungsmöglichkeiten angibt und ihren geschichtlichen Reichtum bereitstellt, andererseits aber die sprachlichen Bedürfnisse und Notstände untersucht und einordnet, kann sie wirksame Hilfe leisten — so verbindet sie Theorie und Praxis. Sprachpflege läßt sich demnach umschreiben als das „Streben des Menschen, sprachlichen Notständen durch den Versuch zu begegnen, ihre Gründe zu ermitteln, sie zum Wesen der Sprache in Beziehung zu setzen und daraus allgemeine wie einzelne Ziele des sprachlichen Handelns zu entwickeln“. Ein solcher Sprachdienst ist letztlich ein Dienst an der Sprache selbst: er bereitet ihr den Weg, fördert ihre Wirkungen, stärkt ihre Kräfte und entfaltet das geistige Leben der Sprachgemeinschaft.



Es wäre also verfehlt, in der Sprachpflege eine Art „Sprachkosmetik“ zu sehen. Die Sprache darf nicht Selbstzweck werden, die Aufmerksamkeit darf nicht zu sehr der Eleganz und Schönheit der Sprache gelten: das ist eine Gefahr, die mit jeder allzu bewußten Sprachpflege verbunden ist. Sie hat als „angewandte Sprachwissenschaft“ aufzutreten, die sich mit der Erforschung der Sprachfragen befaßt, die nicht nur den Sprachtheoretiker angehen: es ist ihre Aufgabe, die sprachlichen Anliegen aller Lebensbereiche zu erkunden und Mittel zu gewinnen, mit denen diese Sprachbedürfnisse befriedigt werden können. Wie etwa bei der Volksgesundheitspflege wird auch hier eine Verbindung zwischen reiner Wissenschaft und Alltagsleben hergestellt: beide berühren sich und vermitteln sich gegenseitig Anregung. Die Sprachpflege hat also nur Wirksamkeit und Erfolg, wenn sie die außersprachlichen Ziele im Auge behält: z. B. kann nicht abstrakt, nicht aus der Sprachform allein, geklärt werden, was „sprachrichtig“ ist, sondern nur im Zusammenhang mit der konkreten Lebenswirklichkeit. Die letzte Entscheidung fällt allerdings nicht die Sprachwissenschaft, sondern das Sprachgewissen. Es ist dafür verantwortlich, daß die Absicht, die Lebenswelt dem menschlichen Bewußtsein geistig verfügbar zu machen — Weisgerber nennt diesen Vorgang das „Wort der Welt“ — gelingt und gesichert ist. Die Gefahr, die Sache über dem Wort zu vergessen, sich mit dem Wort zu begnügen, sich an das Wort zu verlieren, ist immer da: „Wie der Asphalt- und Benzingeruch über den Städten, so hängt über der Welt eine Wolke des Wortkrams“, sagt Huizinga. Es bedarf des kritischen Sinnes und geistiger Wachsamkeit, um die Wahrheit der Sachen gegen Sprachvernebelung und Wortaberglauben (denken Sie an die Schlagworte der Reklame) durchzusetzen. Sprachpflege, die sich um den genauen und treffenden Ausdruck sorgt, für einen wahrhaftigen Stil eintritt, leistet damit auch der Sachgerechtigkeit einen Dienst.

(Schluß folgt)

*So lernt ich traurig den verzicht: kein d̄ing sei, wo das wort gebriecht.*

*Stefan George*

*Erkenne dich! Suche dich! so rieten die Alten. — Erkenne die Heimat! Du wirst dich finden und halten.*

*Richard Gäng*

*Was ist unsere Rede anders als eine unsichtbare Hand, wunderbar und vielfach gegliedert, mit welcher wir fahren über unserer Mitmenschen Gemüter.*

*Jeremias Gotthelf*